

Laibacher Zeitung.

Nr. 189.

Pränumerationspreis: Im Comptoir ganzl.
fl. 11, halbj. fl. 5.50. Für die Zustellung ins Haus
halbj. 50 kr. Mit der Post ganzl. fl. 15, halbj. fl. 7.50.

Dienstag, 20. August

Insertionsgebühren bis 20 Zeilen: 1mal 60 kr.,
2mal 80 kr., 3mal 1 fl.; sonst pr. Zeile 1m. 6 kr., 2m. 8 kr.,
3m. 10 kr. u. s. w. Insertionsstempel jedesm. 30 fr.

1867.

Amthlicher Theil.

Die croatisch-slavonische Hofkanzlei hat den Sup-
pleuten am Essegger Gymnasium Julius Sajatović
zum wirklichen Lehrer am Unterghymnasium in Karlstadt
ernannt.

Am 18. August 1867 wurde in der k. k. Hof- und Staats-
druckerei das XLVI. Stück des Reichsgesetzblattes ausgegeben und
verfendet.

Dasselbe enthält unter
Nr. 114 die Verordnung der Ministerien des Aeußeren, der Fi-
nanzen und des Handels vom 16. August 1867 betreffend
die in Folge des Handels- und Schiffahrtsvertrages zwi-
schen Oesterreich und Italien vom 23. April 1867 in
Wirkksamkeit tretenden Zollbestimmungen; — gültig für die
Länder des allgemeinen österreichischen Zollgebietes;
Nr. 115 die Verordnung der Ministerien des Aeußeren, der Finan-
zen und des Handels vom 16. August 1867 über die An-
wendung der in den Specialtarifen B der Handels- und
Schiffahrtsverträge mit Frankreich vom 11. December 1866
und mit Italien vom 23. April 1867 enthaltenen Zollbe-
stimmungen auf die Einfuhr nach Dalmatien.
(W. Ztg. Nr. 196 v. 18. August.)

Nichtamtlicher Theil.

Laibach, 19. August.

Wenn auch das Interesse an den nun bald alle
Blätter füllenden Details der Monarchenzusammenkunft
natürlich ein sehr hochgepanntes ist, so tritt dieses doch
in den Hintergrund vor dem Interesse, welches in poli-
tischer Beziehung demselben theils innewohnt, theils durch
alle möglichen Conjecturen hineingelegt wird. Es ist
dies insbesondere die Frage der Allianzen und der Com-
bination aller nur denkbaren und undenkbaren Allianzen.
Die „Debatte“ beschäftigt sich mit dieser Frage ein-
gehend und, wie uns dünkt, mit vieler Sachkenntniß.
Sie schreibt:

Je näher die Stunde der Monarchen-Zusammen-
kunft in Salzburg heranrückt, in desto erhöhterem Maße
tauchen auch die buntesten Gerüchte auf, die ihre Exi-
stenz-Berechtigung darin suchen, daß sie sich an diese
Zusammenkunft hängen. So weiß ein Wiener Blatt
davon zu erzählen, daß Salzburg der erste Schritt zu
einer Oesterreich, Frankreich, England, Italien und die
Türkei umfassenden Quintupel-Allianz sein werde, deren
Spitze sich gegen eine preussisch-russische Allianz zu kehren
hätte.

Ein solches Gerücht kann nur dort entstehen, wo
man sich durchaus nicht die Mühe gibt, sich eine richtige
Anschauung über Bedeutung und Tragweite der Monar-
chenbegegnung in Salzburg zu verschaffen. Es ist ein
offenbares Verkennen des Zusammentreffens der Herr-

scher von Oesterreich und Frankreich, wenn man daselbe
von dem Abschluß einer österreichisch-französischen Allianz
für untrennbar hält. Eine solche Allianz dürfte kaum in
den Absichten der Monarchen liegen, die sich morgen in
Salzburg die Hände reichen werden, weil sie auch in
der Situation nicht begründet ist. In diesem Augenblicke
wird Europa von keiner Frage bewegt, die es nöthig
erscheinen ließe, bedeutungsvolle Maßnahmen und Vor-
kehrungen zu treffen und unter solchen Verhältnissen eine
Allianz schaffen, würde nur auf anderer Seite ein Miß-
trauen hervorrufen, welches schon an und für sich ge-
eignet wäre, den nicht bedroht gewesenen Frieden zu
gefährden.

Man glaubt immer, die russisch-preussische Allianz
in den Vordergrund drängen zu müssen. Besteht diese
Allianz wirklich schon oder ist irgend eine Thatsache zu
Tage getreten, welche deren baldigen Abschluß wahrschein-
lich machte? Nur durch Conjecturen und Combinationen
gewisser erfindungsreicher Journale ist man dahin gelangt,
in dem russisch-preussischen Bündnisse einen erwünschten
Gesprächsstoff zu finden, wobei man sich um die Authen-
ticität nicht sonderlich kümmerte, und es auch gänzlich
unberücksichtigt ließ, daß ein Staatsmann von der Be-
deutung Bismarcks doch nicht mit einer Leichtfertigkeit,
die man nur dort haben kann, wo es auf-journalistische
Stillung des politischen Heißhunger ankommt, und ohne
zwingende Gründe eine Allianz eingehen werde, deren
Wirkung eine unberechenbare sein müßte. Bismarck, der
sich über die noch sehr schwache Organisation des nord-
deutschen Bundes wohl keiner Täuschung hingibt, wird
sich hüten, einen politischen Schritt zu machen, der eine
Provocation sondergleichen wäre, und wobei doch mehr
auf dem Spiele stünde, als bloß der staatsmännische
Ruf des preussischen Premiers. In der That scheint man
dies auch in Berlin zu fühlen, und wir sehen neuentens
die offiziellen preussischen Organe bemüht, das Gespenst
der preussisch-russischen Allianz zu bannen.

Nur dann, wenn die Höfe von Berlin und Peters-
burg sich wirklich veranlaßt fühlen sollten, die ihnen bis-
her nur angeblich Allianz abzuschließen, wird sich das
übrige Europa durch die Gemeinsamkeit der gefährdeten
Interessen genöthigt sehen, entschieden Position zu neh-
men. So lange dies aber nicht der Fall ist, kann man
auch nicht mit Fug und Recht von einer österreichisch-
französischen Allianz sprechen. Die Zusammenkunft in
Salzburg verliert aber dadurch nichts an ihrer Bedeu-
tung, da sie doch für Berlin und Petersburg ein war-
nender Fingerzeig in der Richtung sein dürfte, daß
morgen schon eine hochwichtige und maßgebende That-
sache werden kann, was heute noch nichts anderes als
der Ausdruck persönlicher Gefühle der Herrscher von Oester-
reich und Frankreich gewesen ist.

Das „Fremdenblatt“ erörtert dieselbe Frage auf
Grundlage historischer Rückblicke: In den achtjährigen
Zeitraum, welcher die Salzburger Entrevue von der Zu-
sammenkunft in Villafranca trennt, fielen zwei wichtige,
folgeschwere Ereignisse, welche auf die heutige Lage ihre
düsteren Schatten werfen. Auf Kaiser Napoleons Rath
und Andringen verließ der edle Maximilian sein stiller
Schloß von Miramar, um, gestützt auf Frankreichs be-
waffnete Theilnahme, jenseits des Oceans ein neues
Kaiserreich zu gründen. Wie dieses kühne Unternehmen,
wie dieses junge Kaiserreich und dessen tapferer Gründer
und Vertheidiger endete, das lebt noch in unserer fri-
scheften und schmerzlichsten Erinnerung, das steht mit
blutigem Griffel in den Annalen der Zeitgeschichte ver-
zeichnet. Das tödtliche Blei, das den Herzschlag Ma-
ximilians zum Stillstand brachte, hat gleichzeitig die
ehrzeigige Seele des französischen Imperators auf das
empfindlichste getroffen. Zwei Welten brachen in einen
lauten Schrei des Entsetzens aus, als die furchtbare
Kunde von der Hinrichtung des todesmuthigen Prinzen
sich in ihrer erschütternden Wahrheit bestätigte, und Na-
poleon III. mußte fühlen, daß in diesem Momente, wo
die civilisirten Völker vor einem so grauenhaften Schick-
salschlage zurückbebt, alle Blicke grollend auf ihn, als
den Urheber der mexicanischen Tragödie, gerichtet waren.
Die Nothwendigkeit, sofort einen Schritt zur Sühne und
zur Rechtfertigung zu thun, drängte den für die Kund-
gebungen der öffentlichen Meinung feinfühligsten Kaiser
zu dem raschen Entschluß, in eigener Person der zunächst
betroffenen trauernden Familie Maximilians sein auf-
richtiges Beileid zu bezeugen. Dies war ohne Zweifel
der erste und ursprüngliche Gedanke, welcher der beab-
sichtigten Entrevue in Salzburg zu Grunde lag, und
diesem Gedanken wird auch der möglichste stille Ver-
lauf des napoleonischen Besuchs Ausdruck geben.

Bevor wir nun die weitere Möglichkeit der poli-
tischen Bedeutung in Betracht ziehen, die der Salzbur-
ger Entrevue allgemein zugeschrieben wird, wollen wir
noch kurz des zweiten Ereignisses gedenken, das in den
Zeitraum von Villafranca bis Salzburg fällt. Auch die-
ses Ereigniß lebt noch in unserem frischesten, schmerz-
lichen Gedächtniß. Die Wunden von Königgrätz sind
noch nicht vernarbt, die tiefen Erschütterungen, welche
der Niederlage unserer Waffen folgten, lassen noch heute
den österreichischen Staatskörper nicht zur ersehnten Ruhe
kommen. Wo stand Napoleon zu jener Zeit, als der
deutsche Krieg entbrannte? Wessen Freund, wessen Feind
war er? Die italienisch-preussische Allianz wuchs unter
seinen Augen, vielleicht unter seiner Hand heran. Frank-
reich heuchelte die vollständigste Neutralität, aber bevor
die entscheidenden Schlachten geschlagen waren, hielt sich
Napoleon seines Schiedsrichteramtes so sicher, daß er der

Seuiffelon.

Jesiha! Jesiha! — Sorbetini und noch
Eins.

Gassen-Humoreske von Dr. H. C.

Drei Karn poltern durch die Gasse, die je nachdem
mehr oder weniger die Aufmerksamkeit auf sich ziehen:
der eine ist ein armseliger, kleiner Bauernwagen aus
der ärmsten Gegend unseres Vaterlandes, aus der soge-
nannten Tschitscherei in Innerkrain, und zwar im pri-
mitiven Zustande, aus der Zeit, da das vierrädrige Trans-
portmittel an die Stelle der Saumrosse kam. Auf dem
Wäglein, welches langsam durch die Gassen zieht, liegen
zwei oder drei Fäße, und wird der Wagen von einem
halb verhungerten Rößlein gezogen; nebenher geht ein
Mann in knapper sogenannter Tschitschenkleidung, in die
er fast eingekniet zu sein scheint, und dem man ebenfalls
den Mangel an Ueberfluß ansieht. Jesiha! Jesiha! ruft
er mit hoher, kraftloser Stimme und bietet Essig feil.
Es ist heißer Sommer und der Essig eine kühlende Nah-
rung, gleichwohl muß der arme Mann sein Jesiha,
Jesiha! oft in die Lüfte rufen, ehe er Käufer findet,
denn heut zu Tage gibt es gar Viele, die in diesem Ar-
tikel „machen.“ Wir haben verschiedene Gattungen davon,
als: Wein- und Holzessig, Toilett-, Ranber-, Spitz-
buben- und sogar mit Blei verfälschten Essig, der ein
entsetzliches Gift ist, vor dem man sich hüten muß. —
Wieh dürstet! seufzte der göttliche Menschenfreund, und
man reichte ihm unmenschenlicher Weise mit Galle versetzten
Essig. Ach, Gott! wie oft geschieht dies noch heut zu

Tage, indem man einander das Leben versauert und ver-
gällt! Da sollte der Mahnruf in die Seele dringen:
Jesiha! Jesiha! —

Einen zweiten, zweirädrigen bemalten Karn mit
schönen Gefäßen und Blumen schiebt ein kurzer, stäm-
miger Mann in fast romantischer Weise durch die Gassen:
Jeder Zoll ein Italiener, ruft er mit sonorer Stimme:
„Sorbetini! Sorbetini! Die Stimme ist immer dieselbe,
wenn auch die Person wechselt; sie singt fast: „Qui sor-
beti, gelati, sorbati, gelati; sorbetini; „Geh frones,
Himber, Vanilia, Limoni; Sorbetini!“ Die Gasse des
Italieners schmeckt, denn sie ist süß, im Gegensatz jener
des Essigmanns. Vielen Menschen ist einmal die fremde,
wenn auch schale Süßigkeit, lieber als der derbe, kräftige,
heimische Säuerling. —

Der dritte Karn, welcher mit unheimlichem Gepolter
langsam durch die Gassen rollt, ist für gewisse Bewohner
der Stadt, die ihn kennen und die allenfalls schon darin
waren, ein Schrecken, den sie bei seinem Erscheinen laut
fund geben: es ist dies der lange, grüne Wagen, welcher
die aufgefangenen, gefegwidrigen Bierbeiner, die Hunde,
aufnimmt und zum Schinder führt. Jeder Mensch muß
die Vorkehrung loben, welche die Gesellschaft vor den
Gefahren, denen sie durch wüthende Hunde ausgesetzt ist,
verwahrt und es ist nur zu bedauern, daß nicht jede
Bestie ohne Marke, Maulkorb und Schnur, die
manchen belästigt, anbellt, ja sogar anfällt, aufgefangen
werden kann. Da heißt es denn, sich selbst so viel als
möglich vor bösen Hunden in Acht nehmen. —

Wir schließen hiermit unsere Gassen-Humoreske und
müssen uns die Bemerkung gefallen lassen, daß wir vom
Essig auf das Eis und endlich gar auf den Hund ge-
kommen sind.

Skizzen aus Mexico.

IV.

(Die kaiserlichen Majestäten und ihr Gefolge — Prinz Turbide
und Prinzessin Montezuma — Dr. Wiesel — Oberst Lamadrid
und Rodriguez — Gümmel und Schaffer — Dr. Bilimel —
Frühstücksconversazion.)

Die Kaiserin war in ihrer gewöhnlichen dunklen
Reisetoilette und ungeachtet der beschwerlichen Fahrt und
des frühen Aufbruches frisch, munter und guten Humors.
Lebhafte Schritte eilte sie der Wärterin entgegen, welche
ihre soeben den kleinen Prinzen Turbide entgegenbrag,
einen wunderniedlichen, dreijährigen Cherub mit blonden
Locken und blauen Augen, an dem auch nicht die Spur
mexicanischer Race herauszukennen war. Die Kaiserin
liebte ihn mit der Zärtlichkeit einer Mutter, aber
der kleine Prinz war unartig, weinte und schrie und
wollte durchaus lecher (Milch). Als endlich viel zu lang
für die Ungeduld des kleinen Wildfangs eine Schale
mit warmer Milch kam, gab ihm die Kaiserin selbst zu
trinken, und ihr Auge wehte dabei mit einem so glück-
lichen Ausdruck an den schlürfenden Lippen des Kindes,
daß man wohl errathen konnte, wie selig sie im Abganz
jener Freuden war, deren Vollkommenheit zu fühlen, ihr
das Gesicht vermag hatte.

Nächst der Kaiserin und dieser rührenden Scene
ihre ganze Theilnahme zuwendend, stand die Prinzessin
Montezuma. Ein interessanter Kopf, der in seiner Bil-
dung den Typus aztekischer Abstammung in seiner voll-
sten Reinheit bewahrt hat, eine edle Büste, die hohe und
schlanke Figur, wie immer in tiefes Schwarz gehüllt,
wodurch das Ernste in ihrer Erscheinung noch mehr ge-
hoben wird, eine weiche, modulirte Stimme, der bronze-

Welt offen verkündete, Preußens Streben nach Vergrößerung in Deutschland, nach Arrondierung seines Besitzes sei in der Natur der Dinge vollkommen begründet, und Deutschlands nationale Einigung bis an die Maingrenze könne nimmermehr die Eifersucht der Franzosen wecken. Aber auch für Oesterreich sei für alle Fälle gesorgt. Seine „große Stellung in Deutschland“ müsse unverfehrt gewahrt bleiben. Wenige Wochen, nachdem Meister Napoleon dieses prophetische Wort gesprochen, lag ganz Deutschland zu Füßen des preussischen Siegers, Oesterreich hatte nicht nur „seine große Stellung in Deutschland“ eingebüßt, es hatte auch auf den letzten Rest seines italienischen Besitzes, auf Venedig, verzichtet. Napoleon erblachte vor dem Sturmschritt, in welchem die preussische Heeresmacht sich über die Berge und Ebenen Mitteleuropas heranzog. Bei Sadowa ist Oesterreich besiegt, Frankreich beschämt und erniedrigt worden — was ist härter, mit den Waffen in der Hand eine Niederlage erleiden oder mit großen Worten im Munde, als müßiger Zuschauer sich vor der Macht der Ereignisse beugen zu müssen?!

Der Eindruck jener wunderbaren Erfolge, von welchen Preußen selbst im siebentägigen Feldzuge überrascht wurde, hat sich unausschließlich dem Geiste der Franzosen und ihres Imperators eingeprägt. Wenn es wahr ist, daß gemeinsamer Schmerz und gemeinsames Leid die Bande der Freundschaft am festesten knüpfen, dann wahrlich gäbe es in diesem Augenblicke nicht zwei Staaten in Europa, welche durch die gemeinsame Lage zu einem innigeren Anschluß berufen wären, als Oesterreich und Frankreich. Die Niederlagen, durch welche Oesterreich im deutschen Kriege zum Frieden genöthigt ward, haben auch Frankreich in die moralische Mitleidenschaft gezogen, und der schmerzliche Verlust, welchen wir durch den blutigen Tod eines edlen Prinzen und Heimatsgenossen erlitten, hat auch in das politische Leben und in die persönliche dynastischen Interessen Napoleons tief eingegriffen.

Aber dennoch waltet ein großer Unterschied zwischen dem Schmerz und Leid, welches uns der furchtbare Ernst der Ereignisse in den letzten Jahren zugefügt und zwischen jenen Niederlagen und Verlusten, welche durch dieselben Ereignisse dem heutigen Frankreich bereitet wurden. Ueber uns kam das Unglück von Königgrätz und jenes von Mexico, wie eine schwere Heimsuchung, als eine unabweißliche Fügung der Vorsehung, der wir uns, mit allem Aufgebot der Kräfte, nicht mehr zu entziehen vermochten. Ganz anders bei Napoleon III. Er hatte sich zum Herrn der Weltlage gewaltsam emporgeschwungen, er dünkte sich denn auch vollständig Herr seiner Geschichte zu sein und er ward von der Ueberzeugung geleitet, den Gang der historischen Ereignisse diesseits wie jenseits des Oceans nach seinem Plan und Willen meistern zu können. Wir Oesterreicher gaben uns auch thatsächlich, wie gefügige Werkzeuge des Schicksals, allen Launen und Wendungen desselben hin.

Trotz der Siege bei Lissa und Custoza weinten wir keine Thräne dem plötzlichen Verluste von Venedig nach, und die Niederlagen bei Stalitz und Sadowa drängten uns zur erfreulichen Erkenntniß, daß Oesterreichs historischer Beruf vor allem und zunächst in seiner innern friedlichen Constitution zu suchen sei. So fanden wir uns raschen Sinnes und trostbereit mit der neuen Lage ab, die in dem Prager Friedensvertrag geschaffen wurde. Nicht so Frankreich und Napoleon. Der ruhmthürstigen, innerlich unbefriedigten Nation jenseits des Rheins wuchs der Stachel des Neides und der Mißgunst, den ihm

Preußens Vergrößerung bereitet, immer tiefer ins Herz hinein und das bleiche Gespenst der verunglückten mexicanischen Expedition will nicht mehr von dem Friedenslager Napoleons weichen. Frankreich ringt nun vergeblich nach einer ruhigen Stunde, es müht und martert sich, durch angestrengte Tagesarbeit, in wilder Gewinnstjagd, das traurige Gefühl der europäischen Vereinsamung und der politischen Versunkenheit los zu werden. Frankreich lechzt nach einer großen That, um wieder den Glanzen an sich selbst zu gewinnen, um wieder den eigenen Ruhm rühmen zu hören, um die drückende Empfindung, daß Europa nicht mehr die Franzosen als die „erste Nation“ bewundert, zu überwinden, Frankreich sucht einen Kampf, einen heißen, großen, Nerven erschütternden Kampf, und zu diesem Kampfe bietet sich in Preußens gegnerischer Nachbarschaft der günstige Anlaß.

Seien wir daher uns vollkommen klar darüber, aus welchen Ursachen, zu welchem Zwecke, zu welchen Zielen Frankreich heute unsere Freundschaft suchen kann. Wir haben geflissentlich darauf hingewiesen, daß die gemeinsamen Interessen, wenn sie vorhanden sind, nicht aus gemeinsamen Leid und Schmerz entspringen. Wir wünschen nicht, daß sentimentale Regungen bei dieser wichtigen Bewegung in Salzburg sich geltend machen, und daß man auf Grund gemüthlicher Anschläge vielleicht zu ersten politischen Entschlüssen gelange. Sind in der europäischen Situation jetzt dringende Motive zu einer freundschaftlichen Annäherung Frankreichs und Oesterreichs vorhanden — und wir zweifeln nicht, daß sie vorhanden sind — dann möge der kühle rechnende Verstand allein das maßgebende Wort führen, wenn es sich darum handeln sollte, die Grenzlinien zu ziehen, innerhalb welcher in nächster Zukunft sich die politischen Beziehungen der beiden Höfe von Wien und Paris zu bewegen haben, dann möge man vor allem nicht die Erwägung verpassen, daß Napoleon III. erst dann uns die freundschaftliche Hand geboten, nachdem er uns der Macht beraubt hatte, dieselbe zurückweisen zu können.

Der Dombrand in Frankfurt.

Die „Frankf. Ztg.“ vom 16. August schreibt: Nachdem mit dem deutschen Bunde das letzte Schattenbild des deutschen Reichs verschwunden, ist nun auch der Dom zerstört, in welchem die deutschen Kaiser seit Jahrhunderten die Krone empfingen. Die deutsche Einheit wie der Kaiserdom zu Frankfurt leben nur noch in der Erinnerung. Gestern hatten wir keine Ahnung davon, daß wir auf dieses Denkmal der Nationalgröße heute schon einen geschichtlichen Rückblick zu werfen hätten.

Es ist bekannt, daß das älteste Frankfurt (bestehend in dem oberen Theil von Sachsenhausen jenseits des Mains, diesseits in dem Raum der zwischen der Brücke, Fahrgasse bis etwa zur Kannengießergasse, Markt bis in die Hälfte der Gäßchen, die nach der Schmurgasse hingehen, und von da am nördlichen Rande des Römerberges nach der Paulsgasse hin bis zur Buchgasse, von da den Main hinab bis aus Leonhardsthor sich erstreckt) nichts weiter war, als ein kaiserlicher Palast mit Nebengebäuden, Dienstwohnungen und zwei Capellen, deren eine wahrscheinlich auf dem Hühnermarkt stand, während die andere einen Theil des spätern Doms einnahm. Die letztere war die eigentliche, die kaiserliche Capelle, und ein Marienaltar in derselben wird in einer Urkunde Ludwigs des Deutschen aus dem Jahre 874 erwähnt. Eine zweite Urkunde aus dem Jahre 880

zeigt uns, daß sie dem Heiland gewidmet war und den Namen Salvatorscapelle trug; damals gründete König Ludwig der Dritte an derselben ein Stift von zwölf Geistlichen, das spätere Domstift. Fernere urkundliche Erwähnungen sind aus den Jahren 882, 977, 1127, 1215 u. a. m. vorhanden.

Die Salvatorscapelle, auch Salvatorskirche genannt, ward im 13. Jahrhundert so baufällig, daß sie abgetragen und durch einen neuen Bau ersetzt werden mußte; im Jahre 1239 war er vollendet. Der Name Bartholomäuskirche war schon früher aufgefunden, nachdem einige Reliquien vom Körper des Apostels Bartholomäus hierher gebracht worden. Der Bischof Rudolf von Radeburg weihte sie am 24. August 1239 ein. Sie nahm jedoch nur einen kleinen Theil des Raums der spätern Domkirche ein. Wenn es wahr ist, was behauptet wird, daß ein Theil der damaligen Kirche bei den nachfolgenden Bauten erhalten worden sei, so würden wie hier das älteste Beispiel der Anwendung des sogenannten gothischen Stils in Deutschland haben; allein eben darum halten wir jene Behauptung für irrthümlich. Der jetzige oder vielmehr der jetzt zerstörte Bau ist um 1315 unter Ludwig von Baiern begonnen, und wahrscheinlich deshalb großartiger angelegt worden, damit für die Wahl und Krönung der deutschen Könige hinreichender Raum vorhanden sei. Das Chor ward 1338, der nördliche Flügel 1351, der südliche 1352 vollendet; letztere bis auf die Gewölbe, die erst 1410 abgeschlossen wurden. Der Kreuzgang war 1348 begonnen; die kaiserliche Wahlcapelle ist aus dem Jahre 1355.

Zu dem Pfarrthurm endlich, diesem berühmten Wahrzeichen unserer Stadt, ward am 6. Juni 1415 der Grundstein gelegt, und es dauerte bis zum Jahre 1512, bevor der Bau so weit geführt wurde, als wir ihn bisher sahen. Der Dom- und Pfarrthurm hat mit Recht für einen der schönstgegliederten, künstlerisch vollendeten Thürme gegolten die Deutschland bisher besaß, und von der Trefflichkeit des Mauerwerks gibt die verfloßene Nacht ein Zeugniß, da dasselbe so viele Stunden der Gewalt ungeheurer Flammensäulen widerstanden hat, ohne zusammenzubringen.

Die Geschichte der Domkirche ist innig verwebt mit der Geschichte Frankfurts, als der Erwählungsstadt der deutschen Kaiser. Frankfurt und Aachen hatten von den Zeiten der Karolinger her, ihre Bedeutung als die vorzüglichsten Sitze des Kaiserthums behalten, und in jenen Zeiten, die immer darauf hielten, an das Alte und Geliebte anzuknüpfen, war es natürlich, daß die deutschen Herrscher gern in der einen dieser Städte gewählt, in der andern gekrönt sein mochten.

Die erste Königswahl, die geschichtlich nachweisbar in Frankfurt geschah, war diejenige Friedrichs des Rothbarts, 1152. Ohne Zweifel ward sie in der Domkirche vorgenommen. Friedrich II. und sein Sohn, der später von ihm entsetzte Heinrich, wurden gleichfalls hier erwählt; ebenso Richard von Cornwall, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau, Albrecht I., Heinrich VII. von Luxemburg. Der Umstand, daß die beiden großen Hohenzauern, die letzten, welche die wirkliche Kaisermacht geübt, in Frankfurt erwählt worden, ließ es ihren Nachfolgern doppelt werthvoll erscheinen, daß ihr Herrscheramt von demselben Punkt seinen Ausgang nehme; zur Zeit Kaiser Karls IV. ward diese Gewohnheit schon als festbestehend des gültigen Rechts angesehen.

Seit Maximilian II. (1562) wurde auch die Krönung der meisten Kaiser zu Frankfurt vorgenommen.

gelbe Teint, das sprechende Auge, bilden ein Ensemble, welches man unbedingt schön und anziehend finden muß, sobald man sich an das Originelle darin gewöhnt hat.

Meinen Kameraden gefiel die Sproßin des Königs Montezuma nicht sonderlich, ich bewunderte sie.

Im Gefolge der Kaiserin befand sich ferner ihr Arzt Dr. Mikski und ihre Kammerfrau, welche soeben den kleinen Prinzen aus dem Arme ihrer Gebieterin zu weiterer Obforge übernahm. So weit meine Erinnerungen reichen, war die letztere damals eine Frau „im besten Mannesalter“, mit unbedeutenden, nichts sagenden Zügen und einer besonderen Vorliebe „für Klatsch und Tratsch“, wobei ihr ein geläufiger Wiener-Jargon nicht gerade hinderlich war.

Auf mich machte sie einen höchst harmlosen Eindruck, denn Nichts an ihr konnte Leidenschaft oder Bosartigkeit verrathen. Und doch ist dieselbe Frau in der Neuzeit mit einem furchtbaren Geräusch in Verbindung gebracht worden, und sollte mit ihrem Selbstmord zugleich ein Geheimniß mit ins Grab nehmen, dessen düsterer Schleier wohl nie mehr gelüftet werden wird und von dem vielleicht nur Gott weiß.

Der Kaiser stand am Rande eines kleinen, im spitzen Winkel vorspringenden Plateau's und starrte, in tiefes Sinnen verloren, hinunter in das zu seinen Füßen liegende Thal, indem er dabei die goldenen Wellen seines langen Bartes durch die Finger gleiten ließ. Sein Gefolge, nur aus 5 Personen bestehend, hatte sich einige Schritte zurückgezogen und verharrte, gleichfalls schweigend, um den Kaiser in seinen Betrachtungen nicht zu stören. Der Oberst Lamadrid, eine markige Gestalt von herculischem Baue, in dem reichen mexicanischen Reitercostüm, war Einer von den Wenigen aus der

nächsten Umgebung des Monarchen, welcher unverbrüchlich treu zu ihm hielt. Ein aufrichtiger Bewunderer des Kaisers und seiner gewinnenden Persönlichkeit, war es ihm später vergönnt, die Ergebnisse für denselben mit seinem Tode zu besiegeln. Er fiel in einem Hinterhalt gegen räuberische Guatemaken.

Einen auffallenden Contrast zu der vierschrötigen Figur des Obersten Lamadrid bildete der neben ihm stehende und mit gesuchter Eleganz gekleidete Herr. Der Oberst Rodriguez, eine ritterliche, aristokratische Erscheinung, welche das Gepräge echt spanischer Abkunft in seiner Vereinigung von Anmuth und stolzer Schönheit trug, war der Führer jener feilen Höflingschaar, welche sich in der Sonne der kaiserlichen Macht so lange blähte, als sie im Zenith stand, und die, als dieselbe zur Rüste ging, nichts Eiligeres zu thun hatte, als den Kaiser, ihren Wohlthäter, feig zu verlassen und zu verrathen, indem sie sammt und sonders zu seinen Feinden überging.

Die beiden Herren, in bescheidenem Civil, welche etwas abseits in angelegentlicher, mit gedämpfter Stimme geführter Unterhaltung begriffen waren, sind die bekannten Günstlinge des Kaisers, der Oberstleutnant Günnert und Oberst Schaffer. Der letztere besonders erfreute sich der kaiserlichen Gunst im vollsten Maße und gehörte als major domus des Schlosses von Chapultepec zu den allernächsten Vertrauten, wenn nicht Freunden des Kaisers. So weit ich mich erinnere, haben beide dem Vertrauen vollkommen entsprochen, welches der Kaiser rücksichtlich ihrer schon dem Erzherzog bewiesenen Anhänglichkeit auf sie zu setzen berechtigt war, denn beide haben in der ihrem Herrn und Gebieter geschworenen Treue unerschütterlich bis zu seinem Ende verharrt.

Das fünfte Rad im Wagen, nichtsdestoweniger

eine wichtige Persönlichkeit, war ein corpulenter, alter Herr mit einem Botanisirkasten und einem großen Schmetterlingsnetz bewaffnet. Er war eifrig bemüht, die spärlich vorgefundenen Exemplare des in diesen Regionen kümmerlichen Pflanzenwuchses sorgfältig zu ordnen und dann in seinen Kasten zu sperren.

Da ich einer seiner Protege's war, so mußte ich ihn wohl kennen, den Herrn Professor Dr. Wilmet, Mitglied, ich weiß nicht wie vieler gelehrten Gesellschaften z., das Factotum des Kaisers, bei seinen naturwissenschaftlichen Studien.

Der Kaiser war noch immer in tiefe Gedanken versunken, plötzlich sich umdrehend und die Kaiserin gewahrend, welche sich soeben mit der Prinzessin Montezuma der Gruppe näherte, ging er ihr lechhaft entgegen, und ihr den Arm reichend, führte er sie zurück an den Rand des Plateau's, um schweigend mit erhabener Hand auf das gepriesene Thal von Mexico herabzudeuten, welches unter einem tiefblauen Himmel und in reichster Sonnenpracht vor unseren Augen lag. — Und wie sie beide dann herunterblickten in diese Herrlichkeit, da verkündete ein Lächeln der Befriedigung und des Stolzes ihr Antlitz. Nach einer Weile des Schauens wandte sich der Kaiser zu seinem Gefolge und sagte in seiner gewohnten, gemüthvollen und geistreichen Weise: „Man könnte glauben, daß Gott am siebenten Tage der Schöpfung sein Werk von hier aus betrachtet habe, um zu sehen, daß es gut sei.“ — „Wissen Sie“, bemerkte er sodann, sich dem Rittmeister Nikolski zuwendend, „daß Sie hier volle 11.000 Fuß über dem Meerespiegel stehen?“ So zahlte dieses edle Fürstenpaar mit einem Augenblicke des Glückes all' den Kummer und die schweren Sorgen, welche sie sich mit der Krone zugleich aufgebürdet hatten.

Ausland.

Die herkömmliche Neugier der Reisenden hat bis gestern die Wahlcapelle betrachten können, und das Chor, wo die Krönung stattfand, und das Grabmal eines ephemeren Kaisers (Günther), und manches denkwürdige Kunstwerk, das an bessere Zeiten erinnerte. Wie viel davon gerettet werden konnte, wissen wir noch nicht im Augenblick, wo wir schreiben. Wir wissen ebenso wenig, ob es möglich ist, den herrlichen alten Thurm zu erhalten, oder ob er abgetragen werden muß. Auch woher die Mittel zum Neubau von Kirche und Thurm zu nehmen, vermag niemand zu sagen. Die Stadt Frankfurt als solche, hat mehr Schulden als Vermögen, und obschon die neuen erhöhten Steuern zu sehr vielem ausreichen würden, so gehen sie doch nicht in die städtischen Cassen, sondern dienen „höheren Zwecken.“ Es paßt ganz zu den Umwälzungen, die wir erlebt, daß die deutsche Kaiserkrone und das alte städtische Wahrzeichen, der Thurm, uns über Nacht zu Grund gegangen sind. Frankfurts Bild wird ohne seinen Pfarrthurm nicht mehr zu erkennen sein. Aber wer erkennt überhaupt noch das alte Frankfurt in dem heutigen?

Oesterreich.

Wien. Auch an die Oberlandesgerichte ist ein Erlaß des Justizministeriums ergangen, der sich mit den Vorarbeiten zur Durchführung der Trennung der Justiz von der Verwaltung beschäftigt. Es heißt in diesem Erlasse: „Von der Ueberzeugung geleitet, daß die Trennung der Justiz von der Verwaltung selbst noch vor dem verfassungsmäßigen Zustandekommen der neuen, auf dem Grundsatz der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Civil- und Strafverfahren bereits ausgearbeiteten Gesetze aus öffentlichen Rücksichten dringend geboten ist, und von dem Wunsche befeßt, die Verbesserung der materiellen Stellung der Justizorgane zur möglichst beschleunigten Ausführung zu bringen, erscheint zunächst die Bestimmung der Bezirkseinzelsgerichte zur Anbahnung des künftigen Justiz-Organismus von sehr großem Belange, und wird zu diesem Behufe die beschleunigte Ausfüllung des Formulars über den Umfang eines jeden Bezirksgerichtes notwendig, um sich hierüber vorerst mit dem Landesauschusse in das Einvernehmen zu setzen, und sohin die Anträge wegen der definitiven Eintheilung der Bezirksgerichte erstatten zu können.“ Bezüglich der Competenz der künftigen Bezirksgerichte wird in diesem Ministerialerlasse noch bemerkt, daß nach dem Entwurfe der neuen Strafproceßordnung nicht, wie gegenwärtig, einzelne Gerichte als Untersuchungsrichter für einen größeren Sprengel bestehen sollen, sondern daß jedes Bezirksgericht für seinen Sprengel zum Untersuchungsverfahren über Verbrechen und Vergehen bestimmt sein soll, dagegen auch nach den neuen Gesetzen die Competenz der Bezirksgerichte für Civilsachen im allgemeinen mit der dermaligen zusammenfallen dürfte, so daß sich auf Streitsachen bis zur Betragshöhe von 500 fl., Streitigkeiten aus dem Bestandslohn und Dienstverträge, Besitzstörungenklagen, Mitwirkung im Executionsverfahren und bei den provisorischen Sicherstellungsmitteln, dann auf die Realgerichtsbarkeit über die nicht in dem Jurisdiktionsbezirke eines Gerichtshofes gelegenen unbeweglichen Güter, endlich auf das Abhandlungs- und Vormundschaftswesen erstrecken soll.

Paris. Die „Patrie“ bemerkt in Bezug auf die Gerüchte von einer Zusammenkunft zwischen dem Kaiser Napoleon und dem König Wilhelm, daß gar kein Grund vorliege, welcher zu diesem Gerüchte Anlaß gegeben haben konnte. Die Salzburger Entrevue habe nach der Absicht der beiden Souveräne einen streng privaten Charakter, es entspreche demnach die Nothwendigkeit einer politischen Contrepartie. Hält man sich überdies gegenwärtig, daß der Besuch des Königs von Preußen in Paris ein Vorzeichen der jüngsten Zeit ist, so wird man leicht einsehen, daß nichts die Wahrscheinlichkeit einer Begegnung andeute, welche den Vorwand zu den gewagtesten Commentaren geben würde.

Aus **Constantinopel** trifft heute die Nachricht ein, daß die americanische Regierung an die Pforte eine ernste Note in Sachen Kreta's gerichtet habe. Bestätigt sich diese Nachricht, so wäre es das erste mal, daß America sich in europäische Angelegenheiten mischt, und daß die Staatsmänner im weißen Hause zu Washington die Monroe-Doctrin, über deren Erfüllung sie zu Hause eifersüchtig wachen, Europa gegenüber außer Wirksamkeit setzen, um vielleicht Rußland gefällig zu sein. Vorläufig aber glauben wir, daß es nöthig sei, obige Nachricht mit großer Reserve aufzunehmen.

Locales.

— (Die Invalidenstiftungen.) Die „Laibacher Ztg.“ vom 17. d. M. brachte die amtliche Kundmachung über die Verleihung der für das Jahr 1867 ausgeschriebenen zwölf Widmungsplätze aus dem Sammlungsfond des patriotischen Frauenvereines in Laibach und der vom Herrn k. k. Hauptmann Johann Trevisini für zwei Invaliden auf die Lebensdauer errichteten Stiftungsplätze von je 50 fl. Es dürfte die Leser interessieren, die näheren Details über die 14 Invaliden zu erfahren, welche bei Verleihung dieser von edler Menschenfreundlichkeit und echter patriotischer Gesinnung ins Leben gerufenen Stiftungen berücksichtigt wurden. Martin Stöck, 25 Jahre alt, aus Breg, Bezirk Littai, diente im 19. Feldjägerbataillon, wurde im Vorjahre bei Custozza durch einen Granatsplitter im linken Fuß verwundet und ihm durch eine Flintenkugel der Knochen unterm Knie des rechten Fußes zerschmettert, daher beide Füße amputirt werden mußten und er vollkommen Krüppel ist; Karl Ragen, 38 Jahre alt, aus Zagradisce, Bezirk Laibach, diente im k. k. 17. Infanterieregimente, ist durch zwei bei Solferino erhaltene Schußwunden im Gebrauche beider Hände gehindert; beide befinden sich noch im hiesigen Militärspitale in Behandlung; Anton Blazit, 25 Jahre alt, aus Rahendorf, Bezirk Rudolfswerth, diente im 19. Feldjägerbataillon, wurde bei Custozza zweimal verwundet und am linken Oberschenkel amputirt; Joseph Deschmann, 24 Jahre alt, aus Brunnendorf, Bezirk Laibach, diente im k. k. 17. Infanterieregimente, erhielt bei Custozza einen Schuß in den linken Ellbogen, wodurch die Hand steif blieb, daher der Zustand dem Verluste des Gliedes gleich ist; Franz Kovac, 24 Jahre alt, aus Terjain, Bezirk Stein, diente im 17. Infanterieregimente, erhielt bei Custozza zwei Schußwunden, in Folge dessen Resection der Gelenksende vom rechten Ellbogen, beschränkter Gebrauch der Extremität, im hohen Grade spannende Narbe an den rechten falschen Rippen; Johann Konarini, 26 Jahre alt, aus Jggdorf, Bezirk Laibach, diente im k. k. 17. Infanterieregimente, leidet am Weinstraß am rechten Oberkiefer in Folge einer bei Custozza erhaltenen Schußwunde; Urban Strupi, aus Puka, Bezirk Krainburg,

diente im k. k. 19. Feldjägerbataillon, erlitt bei Custozza eine schwere, bisher noch nicht geheilte Verwundung des rechten Fußes; Georg Puhl, 28 Jahre alt, aus Log, Bezirk Rudolfswerth, diente im k. k. 17. Infanterieregimente, Mangel des linken Armes, amputirt in der Mitte des Oberarmes in Folge einer bei Custozza erhaltenen Schußwunde; Andreas Udermann, 26 Jahre alt, aus Kronau, Bez. Radmannsdorf diente im 17. Infanterieregimente, Steifheit im Knie in Folge einer bei Custozza erhaltenen Schußwunde; Josef Zermann, 24 Jahre alt, aus Preßerje, Bezirk Stein, diente im 17ten Infanterieregimente, struppierter rechter Vorderarm in Folge einer bei Custozza erlittenen Schußwunde; Johann Botocnik, 30 Jahre alt, aus Graben, Bezirk Stein, diente im 17ten Infanterieregimente, erlitt bei Custozza eine Schußverletzung im rechten Unterschenkel, in Folge dessen Verlust des Gebrauches der Extremität; Johann Matičič, 24 Jahre alt, aus Stein, diente im 17. Infanterieregimente, erlitt bei Custozza eine Schußverletzung am Kopfe, in Folge dessen Verlust eines Theiles der Hirnschale; Josef Korelec, 28 Jahre alt, aus Primskau, Bezirk Littai, diente im 17. Infanterieregimente, leidet in Folge zweier bei Custozza erlittener Schußwunden an hochgradig gehinderter Beweglichkeit des linken Unterschenkels und mäßig gehinderter Beweglichkeit der linken Hand; Adolf Peisich, 21 Jahre alt, aus Treffen, Bezirk Rudolfswerth, diente im k. k. 45. Infanterieregimente, erlitt durch einen bei Gicin erhaltenen Schuß einen zerplitterten Knochenbruch am linken Unterschenkel, ist ganzlich erwerbsunfähig. — Möge diesen tapferen verunglückten Söhnen der Heimat die erhaltene Spende und der Beweis fürsorgender Mithätigkeit Trost und Linderung ihrer Schmerzen bringen, und den edlen Spendern der Segen dessen lohnen, der keine getrocknete Thräne und kein gutes Werk ungezählt läßt.

— (Seeländer Roggen.) Der von uns in Nr. 181 gebrachte landwirthschaftliche Aufsatz über den Seeländer Roggen, der durch den hiesigen Versuchshof zum Anbau anempfohlen wurde, ist in den meisten inländischen Zeitungen reproducirt worden und veranlaßte nicht nur aus Krain, sondern auch aus den meisten anderen Provinzen Oesterreichs solche starke Nachfrage, daß, wie wir hören, der ganze Vorrath sogleich vergriffen wurde, und Hunderte von Merklingen nicht hinreichen würden, um den Anträgen zu genügen. Es wäre wünschenswerth, daß derartige Versuche in Getreidegattungen und Gadsfrüchten, Futterkräutern und Handelsgewächsen, am Versuchshofe öfter als bisher zur Hebung unserer Agricultur durchgeführt und veröffentlicht werden möchten. In dieser Beziehung hat jedenfalls das Centrale in dem derzeitigen Administrator ein geeignetes Organ aufgestellt, da derselbe bereits durch seine verschiedenen land- und forstwirthschaftlichen Aufsätze seine Befähigung hiezu dargezogen hat.

— (Die Fleischhaderbräde) wird wegen ihrer Bausälligkeit einer Reparatur unterzogen und wurden vorläufig die Gasröhren entfernt, da selbe, in Folge der Schwankungen der Bräde lürrt, Gas ausströmen ließen.

Festschießen

zur Feier des allerhöchsten Geburtsfestes Sr. k. k. Majestät Franz Josef I. am 18. d. M. auf der bürgerlichen Schießstätte.

Das Festschießen, das wir bereits gestern als ein wohl gelungenes bezeichneten, war vom echten Schützengeiste durchweht, und die große Theilnahme, welche demselben von allen Seiten entgegengetragen wurde, ein lebhafter Beweis, daß das Schützenwesen auch bei uns immer größeren Boden gewinnt, wie es ihn auch verdient, insbesondere in einem Zeitmomente, in welchem die allgemeine Wehrpflicht an den einzelnen Mann herantritt, und das Scheibenschießen von der Stufe eines heiteren Spieles zum Ernste der kriegerischen That empor sich hebt. Dieser Gedanke schien uns einen Ausbruch auch in der lebhaften Theilnahme von Seite unserer Officiere zu finden, sowie in der schönen Eintracht, die zwischen dem Militär und den Schützen, insbesondere bei diesem Feste sich befand.

Um 1/2 1 Uhr versammelten sich die Schützen bei dem Hause des Herrn Oberschützenmeisters Ritter von Stöckl, von wo sie mit dem Banner in vollem Festschmucke, in ihrer kleidsamen Schützentracht, unter Vortritt der Musicapelle des Reg. Graf Huyn Nr. 79, zur Schießstätte zogen.

Die Schießstätte war festlich decorirt, die Büste des Kaisers überrückte ein Baldachin in den Schützenfarben, die Festgaben, durchwegs geschmackvolle und werthvolle Silbergegenstände, prangten davor auf einem Tische. Die Aufmerksamkeit war noch besonders zugewendet den neuen Gedenkscheiben, eben so schöne als erinnerungsreiche Gedenkscheiben schöner Schützentage. Da war die Scheibe des Officierscorps, gewidmet dem Oberschützenmeister. Meister Karinger hat damit dem Schießstand eine wirkliche Zierde geboten. Ein Wallenstein steht vor dem Kriegszelte auf einer Trommel, eben im Begriffe, mit dem gefüllten Pokale sich des Krieges Leiden zu versüßen; im Hintergrunde lagern hollsteinische Jäger um eine Scheibe. Die Scheibe trägt die Devise: „Ein Hoch dem Besten des Herrn Oberschützenmeisters Dr. E. N. v. Stöckl am Militärschießstande vom Officierscorps der Garnison Laibach 1867.“

Herr Baron de Traux spendete eine Scheibe mit der Abbildung der Kaiserbüste (ebenfalls von Karinger) mit Handschrift: „Erinnerung an die feierliche Enthüllung

Inzwischen war das Dejeuner in dem für den Diligencevortrag bestimmten Schoppen servirt worden, — ein anderer Raum konnte für diesen Zweck nicht ausgemittelt werden, denn das Dorf Eguarda besteht lediglich aus erbärmlichen Indianerhütten. Es verlief in animirtem Gespräch, welches sowohl der Kaiser als die Kaiserin passend anzuregen wußten.

So sagte die Letztere unter anderm zu uns gewendet: „Wie außerordentlich merkwürdig das Land Mexico in seiner Gestaltung ist, beweist unsere heutige Tour, meine Herren! Wir sind, wie Sie wissen, heut in der Frühlings von Mexico, also von der tierra templada (gemäßigtes Land) aufgebrochen, hier befinden wir uns 11.000 Fuß über der Meeresfläche, in ausgesprochener tierra fria (kaltes Land), und in der Nacht kommen wir nach Cuernavaca, wo wieder die üppige Vegetation der tierra caliente (warmes Land) herrscht, so daß wir sozusagen in einem Aethem die drei Gradationen des hiesigen Klimas zu kosten bekommen, ein Kunststück, welches uns in keinem anderen Lande der Welt nachgemacht werden kann.“

So und ähnlich sprach die Kaiserin und mit großer Lebhaftigkeit.

Der Kaiser hatte sich inzwischen mit dem Professor Dr. Bilimek in eine Discussion über Racenverschiedenheiten eingelassen. Das war ein Stedenpferd des guten Professors, und so oft die Sprache auf sein Lieblings Thema kam, gerieth der gute Mann gewöhnlich in eine Art wissenschaftlichen Furors, dann war an kein Halten mehr zu denken, der Professor ging complet durch, die Schleusen seiner gelehrten Beredsamkeit öffnet sich und überströmten den Zuhörer mit dem „reinsten Wasser“ seiner Studien und Erfahrungen.

So auch diesmal, dem Kaiser zugewendet, erzählte er mit erhobener Stimme von irgend einem Stamme in Mittelafrica und steckte immer barockere Hypothesen auf, so daß die ganze Gesellschaft vor halbersticktem Lachen sich kaum mehr halten konnte. Jetzt erst kam der eifrige Professor zur Besinnung, er sah unsere krampfhaft verzerrten Gesichter, sah das Stück Pastete, welches er in der Hitze des Gefechtes ganz vernachlässigt hatte — unverfehrt auf seinem Teller, zog mit schnell gewonnenem Gleichmuth einen Bogen Zeitungspapier aus der Tasche und hüllte sorgsam die bezaubernden seines Frühstückes darin ein, um sie dann in den Botanisirkasten — der zugleich Vorrathskammer war — einzuschließen.

Damals lachte der Kaiser so herzlich, wie vielleicht niemals mehr, auch die Kaiserin konnte ihre Lachmuskeln nicht ganz beherrschen, und uns hielt nur die Gegenwart der Majestäten ab, in ein homerisches Gelächter auszubrechen.

Nach einer zweistündigen Rast erfolgte der Aufbruch. Von Eguarda, welches in einer fast unmerklichen Einsatlung des, das Thal von Mexico und der tierra templada von der tierra caliente scheidenden Gebirgsrückens liegt, führt die Straße in continuirlichem und an manchen Stellen steilem Falle bis nach Cuernavaca, eine Stadt, die in der Mitte einer fahlen, sonnenverbrannten Ebene im Schmuck reichster Vegetation, wie eine Dase in der Wüste, daliegt.

Sowohl unsere, als die Kräfte unserer Pferde waren erschöpft, als wir in tollstem Jagen noch vor Einbruch der Dunkelheit dort ankamen.

